DIE MUNDART IM SPRACHUNTERRICHT DER VOLKSSCHULE: VORTRAG, GEHALTEN IN DER...

Ad Seiler

Otto Bremer
16. 7. 13.

Separatabdruck aus der „Schweizerischen Pädagogischen Zeitschrift“
V. Jahrgang, IV. Heft 1895.

Die Mundart im Sprachunterricht der Volksschule.

(Vortrag, gehalten in der Freiwilligen Schulsynode von Baselstadt am 21. Novbr. 1894 von Ad. Seiler.)

Motto: Die Mundart ist ein wesentliches Mittel zur Belebung und Vertiefung des Sprachunterrichts — sie ist der Wegweiser und der Stachel, so genau als möglich zu beobachten und demgemäss auch darzustellen.
J. Werder.

In den Anfängen deutscher Geistesarbeit, im frühern Mittelalter, schrieb ein jeder, wenn er sich nicht des *Lateins,* der damaligen Gelehrtensprache, bediente, in der Sprache seines Stammes, Otfried, der Weissenburger Mönch, in fränkischer, Notker, der St. Galler, in alemannischer Mundart. Eine Schriftsprache, die alle Deutschen verstanden hätten, gab es nicht. Wer nicht durch das Latein höhere Bildung sich angeeignet hatte, der kannte und handhabte nur eine Sprache, die seiner Stammgenossen, diese aber sicher, da sein Sprachgefühl nicht, wie heutzutage, durch fremde Sprachformen ins Wanken gebracht wurde; und wer deutsch, d. h. für das Volk schrieb, der schrieb im grossen ganzen, wie er sprach; die zu Papier gebrachten Gedanken waren in der Lautform, in der Wort- und Satzfügung, im gesamten Ausdruck so ziemlich das Spiegelbild der gesprochenen Mundart: Sprache und Schrift stimmten, soweit dies überhaupt möglich ist, damals noch überein.

Später jedoch, unter den Hohenstaufen oder schwäbischen Kaisern, zur Blütezeit der mhd. Poesie, galt bereits das *Oberdeutsche,* besonders unsere alemannische Mundart, als das gute Deutsch, im Gegensatz zu den Dialekten. Ohne das frühe Aussterben dieses Kaiserhauses hätte sich die alemannische Schriftsprache wohl im spätern Mittelalter zur deutschen Gemeinsprache erhoben, und die Kunst, richtig deutsch zu schreiben, würde uns Schweizer heute weniger Mühe kosten. Denn unser heutiges Hochdeutsch ist keineswegs die natürliche Fortsetzung der Sprache eines Walter von der Vogelweide oder der Nibelungen;

seine Wiege ist in der Prager Kanzlei der Kaiser aus dem böhmisch-luxemburgischen Hause (1350—1400) zu suchen, deren Sprache durch Aufnahme bayrisch-österreichischer Elemente, besonders im Vokalismus sich mehr und mehr vom Mittelhochdeutschen entfernte, indem man für W*i*n, H*u*s, H*ü*ser, B*o*um — Wein, Haus, Häuser, Baum zu sprechen und zu schreiben anfing.

Diese Sprache wurde an Ansehen noch übertroffen von der ebenfalls auf mitteldeutscher Grundlage stehenden kursächsischen Kanzleisprache, die um ihrer Reinheit und Sorgfalt willen weit und breit auch bei Gelehrten und Druckern zur Verwendung kam. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts hatten sich die beiden Kanzleisprachen durch gegenseitige Ausgleichung einander soweit genähert, dass wesentliche Unterschiede nicht mehr bestanden, und diese neue deutsche Gemeinsprache fand nun durch Luthers einflussreiches Wirken Eingang und allmälige Anerkennung bei allem Volk (16. Jahrh.).

Aber noch lange blieb Niederdeutschland, das uns heute mehr und mehr seine weichere Aussprache des Hochdeutschen aufdrängt, auf der Kanzel, in Schule und Gerichtsstube bei seinem Plattdeutsch; der *katholische* Süden hielt bis ins 18. Jahrhundert an der spätern *österreichischen Kanzleisprache*, der süddeutschen Reichssprache, fest. Zwingli veranstaltete eine eigene Bibelübersetzung; sein Ziel war, eine gemeinschweizerische Schriftsprache zu schaffen. In der Tat blieb die Eidgenossenschaft von der neuen Gemeinsprache aus politischen Gründen auf lange hinaus fast unberührt; die Regierung von Bern untersagte ihren Geistlichen noch im Jahre 1671 das „ungewöhnliche neue Deutsch", und um dieselbe Zeit erst bequemten sich die Ratsprotokolle von Zürich dem gemeinen Deutsch an.

In Basel dagegen, dem Mittelpunkte der Wissenschaft, des Buchdruckes und des Handelsverkehrs am Oberrhein, trat die Gemeinsprache von der Mitte des 16. Jahrhunderts immer mehr in den Vordergrund; hier, in der Grenzstadt, gewöhnte man sich am frühesten an das gemeine Deutsch, und seit Beginn des 17. Jahrhunderts sind auch die obrigkeitlichen Erlasse darin abgefasst. [1])

Zum Glück siegte mit der Zeit überall, auch bei uns in der Schweiz, die bessere Einsicht. Ihren Erfolg aber verdankt die neue Sprache weniger der kaiserlichen Autorität, als vielmehr dem wahrhaft volkstümlichen Wesen des grossen Reformators, der es verstanden hatte, den gewundenen, verschnörkelten Satzbau der ärmlichen Kanzleisprache zu

[1]) Vgl. *Ad. Socin*, Schriftspr. u. Dialekte, Heilbronn 1888. S. 245. — *Gessler, A.*, Beiträge zur Gesch d. Entwicklung der nhd. Schriftspr. in Basel. 1888.

vereinfachen und sie, ohne ihre Laut- und Flexionsformen aufzugeben, für jedermann, der deutsch lesen konnte oder hörte, verständlich zu zu machen, indem er sich in Stil, Syntax und Wortschatz an die volkstümliche Rede anschloss und die thüringischen Elemente seiner engern Heimat in das Gewand der Gemeinsprache kleidete.

Zwar enthielt die Sprache Luthers noch viele Ausdrücke, die man in entfernten Teilen des Reiches nicht verstand, und seine Bibelübersetzung liess sich in Süddeutschland und hier in Basel nicht ohne ein erklärendes Wörterbuch verstehen. Es brauchte noch der sprachreinigenden Tätigkeit eines Opitz im 17., eines Gottsched im 18. Jahrhundert, bis das Gebäude in seinem Rohbau fertig war. Seine innere Vollendung aber erhielt das noch etwas hausbackene Werk erst durch unsere klassischen Dichter, die ihm Schwung und Begeisterung, Biegsamkeit und Schärfe, Kraft und Anmut zu verleihen verstanden. [1])

Nicht, dass nun die nhd. Schriftsprache am Ende ihrer Entwicklung angelangt wäre. Schwankende Formen in der Flexion: die Pfau*e* neben die Pfau*en*, des Nachbar*s* — des Nachbar*n*, gew*ä*nne — gew*ö*nne, dr*a*sch — dr*o*sch — dr*e*schte, pfl*a*g — pfl*o*g — pfl*e*gte u. a. zeigen, dass sie sich beständig verändert, wie die Volksmundarten auch. Denn zwei mächtige Prinzipien, die Analogie, d. h. der Trieb, gleichklingende und sinnverwandte Wörter auch in gleicher Weise abzuwandeln, und das Streben nach Vereinfachung in der Vielheit der Formen wirken heute, wie zu allen Zeiten, auf die Veränderung der Laut- und Flexionsformen ein.

Analogie hat z. B. aus dem ursprünglich kollektiven Suffix **ir**, das wir in den Wörtern Träb*er*, Trest*er* besitzen, eine Pluralendung gemacht: ahd. kalb — kelbir, huon — huonir, rind — rindir und im Neuhochdeutschen diese Endung auf eine grössere Zahl sächlicher und männlicher Substantive ausgedehnt, doch so, dass Mundart und Schriftsprache eigene Wege gegangen sind. Neben Mannen, Wort, Fass, ostschw. Chind heisst es hochdeutsch: Männ*er* (neben Mannen), Wört*er* (Worte), Fäss*er*, Kind*er*; und umgekehrt neben: Seil*er*, Heft*er*, Hemd*er*, G'setz*er*, hochd. Seil*e*, Heft*e*, Hemd*en*, Gesetz*e*.

Das ursprünglich ablautende Verb *weben*, wob, gewoben ist schwach geworden, indem es sich in der Flexion anlehnte an das häufig mit ihm verbundene leb*en*, lebt*e*, geleb*t*.

Umgekehrt sind die früher schwachen Verben *preisen*, *weisen* nach Analogie von *bleiben*, blieb, geblieben zur *starken* Flexion übergegangen; und von *fragen* heisst es, statt: du fragst, er fragte, nach Analogie von tragen, du trägst, er trug jetzt schon: du *frägst*, er *frug*.

[1]) Vgl. *Utzinger*, Mundart u. Schriftspr. in: Schweiz., Lehrztg. 1887. Nr. 32 ff.

Solche Analogiebildungen sind auch unsere Formen:

gwunke, ghunke, gschumpfe nach trinken — *getrunken* u. a.
hd. gewinkt, gehinkt, geschimpft
gnosse statt geniest „ schiessen — *geschossen*,
glitte (g'lütte) — geläutet „ streiten — *gestritten*,
und hochd. *geschieden* „ schreiben — *geschrieben*,
früher gescheiden (vgl. das Adj. *bescheiden*), wie heissen-hiess-*geheissen*.

Schwach sind geworden:
verhehlt statt verholen, jetzt noch „unverholen"; beneidet statt benitten; basl. bittet — hd. gebeten.

Dem Trieb, die Vielheit der Formen auf wenige zu beschränken, verdanken die neuern Sprachen, vor allen das Englische, ihre ausserordentliche Vereinfachung der Deklination und Konjugation. Statt des mhd. ich f*a*nd, wir f*u*nden, heisst es jetzt bloss: ich f*a*nd, wir f*a*nden, und solche altertümliche Formen haben sich nur etwa in Sprichwörtern und in der Poesie erhalten: „Wie die Alten s*u*ngen, so zwitschern die Jungen." Neben: ich *stand* gilt auch noch: ich *stund*, während es umgekehrt jetzt heisst: ich *wurde*, seltener: ich *ward*. Mitunter bleiben auch die ältere und die jüngere Form nebeneinander bestehen, wenn sich mit der *lautlichen* Verschiedenheit eine solche in der *Bedeutung* verbindet, so: bewegte neben bewog, schaffte neben schuf, gärte — gor, und ebenso im Partizip Prät.; Wörter — Worte, mundartl. Bei neben Beiner (Knochen), Tier — Tierer. Auf gleiche Weise haben sich aus dem Pronom „daz" der Artikel *das* und die Konjunktion *dass*, aus „wider" die Präposition *wider* (gegen) und das Adverb *wieder* (zurück, noch einmal), aus bette — das Bett und das Beet (mundartl. noch das Bettli, basl. G'länd) herausgebildet. [1])

„Ein Sprachfehler," sagt Osthoff (Schriftsprache und Volksmundart), „ist also nicht, was gegen die überkommenen Regeln und Bildungsgesetze der Sprache verstösst — denn die sind allezeit wandelbar —, sondern das, was nicht, nicht mehr oder noch nicht in den allgemeinen Gebrauch aufgenommen und in der Anerkennung der gesamten Sprachgenossenschaft befestigt ist."

Allerdings wird unsere hochd. Schriftsprache, wie zur Zeit der Sprachreiniger, alle ihr nicht angemessenen Elemente der Volkssprache sorgfältig von sich fern halten, Ausdrücke, die nur auf beschränktem Gebiete verständlich sind, von sich weisen müssen, solange dafür ein gleichwertiges hochd. Wort vorhanden ist; anderseits aber bedarf sie zu ihrer Weiterbildung der fortdauernden Ausgleichung mit den Volksdialekten. Wohin immer sie dringt, überall sieht sie sich, wie zur Zeit Luthers, genötigt, sich mit der volkstümlichen Sprechweise abzufinden. Nicht nur, dass sie sich, je nach der Landesgegend, wo sie ge-

[1]) Die Wirkungen der Analogie behandelt eingehend *Seemüller*, Jos. „Die Sprachvorstellungen als Gegenstand des deutschen Sprachunterrichts", S. 6 ff. Wien 1885.

sprochen wird, bald stärker, bald schwächer mundartlich färbt; eine grosse Menge der in ihr längst eingebürgerten Wörter und Wortformen hat sie nachweislich aus dem Wortschatze der Volksmundarten geschöpft. So haben durchaus niederdeutschen Lautstand Wörter wie: Nichte (oberd. Niftel, zu Neffe), Schlucht (Schluft), sa*ch*t (sanft), Schachtelhalm (Schaftel); Ha*f*er (Haber), Schwe*f*el, Tor*f*, schle*pp*en (schleifen), Sto*pp*el, Stem*p*el, Li*pp*e; *O*d*e*m, ro*d*en; fe*tt*; ba*ck*en, La*k*en; L*eh*m (Leim), Ne*lk*e, Feldw*e*bel; Born, *R*asen, Ro*ck*en u. s. w. Andere Wörter hat die Schriftsprache geradezu aus dem Niederdeutschen entlehnt, so: barsch, Boot, drall, dreist, drollig, dröhnen, Kahn, knapp, prickeln, rasen, Schlummer, Spuk, sich sputen, Strand, Ufer, verblüffen, ebenso Bezeichnungen im Seewesen wie Ebbe, Flagge, Flotte, flott, Hafen, Tau. Durch niederdeutschen Einfluss haben das weibliche Geschlecht erhalten die Wörter: Backe, Bank, Beere, Fahne, Luft, Lust, Milz, Schnecke, Spreu, Tenne, Spur, Traube, Wade u. a., die in unserm oberdeutschen Dialekte teils *Masculina,* teils *Neutra* sind.

Aber auch der alemannische Dialekt, vor allem unser Schweizerdeutsch, hat, wie die bayrische und wie die mitteldeutsche Mundart, zur Bereicherung der Schriftsprache beigetragen. Aus Tschudis Schweizerchronik hat Schiller eine Menge von Ausdrücken entlehnt, die erst durch seinen „Tell" Bürgerrecht erhalten haben. „Wenn wir lesen oder erzählen," sagt *Utzinger* (Schweiz. Lehrerztg. 1887), „wie der Senn zu seinen Senten aufsteigt, wie er den Kuhreihen singt, wie Ruffi und Runsen seinem Besitztum Gefahr bringen; wie der Gemsjäger vom hohen Firn ins Tal lugt und sich hüten muss, über eine stotzige Wand oder in die Spalten eines Gletschers zu stürzen; wie der Fischer beim Föhn seinen Gransen ans Ufer stösst und in seiner kommlichen Hütte ausruht, die durch den Bannwald vor den Lawinen geschützt ist — so bewegen wir uns in einer alemannischen Gesellschaft, die der vornehmen hochdeutschen Sprache sicher nicht zur Unehre gereicht."

Überhaupt ist unsere schweizerische Mundart nach J. Grimms Urteil mehr als blosser Dialekt, wie es schon aus der Freiheit des Volkes sich begreifen lässt. Noch nie hat sie sich des Rechts begeben, selbständig aufzutreten und in die Schriftsprache einzufliessen; von jeher sind aus der Schweiz wirksame Bücher hervorgegangen, denen ein Teil ihres Reizes schwände, wenn die leisere oder stärkere Zutat aus der heimischen Sprache fehlte; ja einem Schriftsteller, bei dem sie entschieden vorwaltet, dem Berner Jeremias Gotthelf, kommen an Sprachgewalt und Eindruck in der Lesewelt wenig andere gleich. Und in unsern Tagen sind

es wieder die Werke Gottfried Kellers, die eine Fundgrube bilden für solch einheimische tüchtige und kräftige Ausdrucksweise, an der jeder Deutsche seine helle Freude haben muss; für uns Schweizer auch die Dorfgeschichten des Solothurners Joachim, wenn schon der sprachlich geschulte Leser an der zuweilen nachlässigen Handhabung des Schriftdeutschen und der absichtlichen Einmischung des Mundartlichen sich stossen mag. „Hat doch kein anderer Dialekt," sagt Blümner („Zum schweizerischen Hochdeutsch"), „so viel Reste aus der Sprache vergangener Jahrhunderte bewahrt, wie das schweizerische Idiom; und in höherm Grade, als anderwärts, hat das Schriftdeutsch in der Schweiz derartigen alten Besitz mit herübergenommen. Solch gutes, altes Vatererbe soll man schätzen und verteidigen, es verdient, seinen Weg über die Landesgrenzen hinaus zu finden und allgemeines deutsches Sprachgut zu werden, auch wenn es dem Nichtschweizer anfangs wunderlich und fremdartig erscheinen mag." Dabei erinnert er an Ausdrücke wie: Es beelendet mich, lächert mich, es windet, ferner an Verben wie: äufnen, flöchnen, abmehren, posten, für die es gar keine entsprechenden schriftd. Ausdrücke gibt; an eine Menge Substantive für konkrete Dinge, wie Tröckne, Aufrichte u. a.; an die Präpositionen innert (innerhalb) und ab (von— ab) u. a. m.

Zudem ist die Schweizermundart die einzige, die fortdauernd die Umgangssprache aller Stände geblieben ist, und mit der sich nicht der Begriff des Niedrigen und Gemeinen verbunden hat, während alle andern sich aus den Städten und den höhern Kreisen mehr und mehr zurückziehen und so naturgemäss an innerm Gehalte einbüssen und geistig verarmen.

Wir Schweizer haben also allen Grund, auf unsere Muttersprache stolz zu sein, und tun gut, sie zu hegen und zu pflegen und den in ihr ruhenden Gehalt nach Kräften auszunützen und in das höhere Deutsch, die Schriftsprache, überzuleiten.

Denn, wie treu wir auch an unserer angestammten Mundart hangen mögen, Schriftdeutsch müssen wir nun einmal lernen; ist ja die hochd. Sprache das hervorragendste geistige Band, das uns deutsche Schweizer mit dem Volke, von dem wir seit Jahrhunderten politisch getrennt sind, verknüpft und es uns ermöglicht, teilzunehmen an dessen Streben nach den idealen Gütern der Menschheit. „Die gebildete Schriftsprache," sagt Osthoff a. a. O., „steht hoch über allen Volksmundarten, wie über den frühern Entwicklungsstufen der deutschen Sprache; keine ist, wie sie, geübt und erprobt worden bei den tiefsten Fragen wissenschaftlicher Forschung, wie bei dem höchsten Schwung der Poesie und Phantasie.

Sie ist uns zur Dollmetscherin menschlichen Denkens und Empfindens geworden und als solche für jeden unentbehrlich, der es in der Welt zu etwas Rechtem bringen will.“ So geeignet die Mundart auch ist für den traulichen Verkehr, für Idyll, Lied und Märchen, so reich sie ist an Wohllaut und triftigem Ausdruck im einzelnen, so natürlich, so frisch und so lebendig, so vermag sie doch nicht den Stil des höhern Vortrags zu erreichen; es wäre geradezu unmöglich, ein klassisches Drama, eine gelehrte Abhandlung, eine gewöhnliche Belehrung, ja nur ein Zeitungsblatt in reiner Mundart wiederzugeben; jeder derartige Versuch wird bei der Schriftsprache leihen müssen, dadurch aber der Mundart Stoffe zuführen, die ihr fremdartig zu Gesichte stehen, im schlimmsten Falle ihre ganze angeborene sprachliche Eigenart mit Verfälschung bedrohen. Treffend sagt hierüber Albert Richter[1]): „Eine zu ausgedehnte Berücksichtigung der Mundart würde den geistigen Horizont der Schüler einschränken, die Erhebung zu höhern Interessen erschweren; eine zu geringe aber bringt sie um einen Schatz, der für Geist und Herz von gleichem Werte ist. Denn die Sprache, die einer als Kind lernt, bleibt immer die Trägerin seines Gemütslebens.“

Freilich können sich unsere Mundarten dem Einfluss der gesteigerten Schulbildung und des regelmässigen Lesens von Büchern und Zeitungen, sowie den Einwirkungen des grossartigen Verkehrs nicht ganz entziehen. Sie nähern sich in Ausdrücken, Beugungen und Wendungen je länger je mehr dem Schriftdeutschen, veredlen und bereichern sich aus der Büchersprache und durch den Umgang mit Fremden, besonders in den Städten, und es entstehen jene Mischdialekte, die schon unsern Grosseltern wunderlich vorkommen müssten; da aber, wo beide Sprachgebiete nach einer Vermittlung streben, in Schule und Kinderlehre, im Rats- und Gerichtssaal, da entsteht jenes eigentümliche Deutsch, das man mit K. R. Hagenbach im einen Falle das Schul- und Kinderlehrdeutsch, im andern das Grossrats- und drüben im Reich das Beamtendeutsch nennen könnte, und das im Elsass das *„Pfarrersdeutsch“* heisst. Aufgabe der Schule wäre es, durch ein geeignetes Lehrverfahren dafür zu sorgen, dass jedes der beiden Idiome möglichst rein zur Geltung käme.

Neben grossen Vorzügen hat nun aber die gebildete Schriftsprache gerade infolge ihrer Verwendung als Sprache der Wissenschaft den bedenklichen Nachteil, dass sie immer abstrakter, immer farbloser und abgeblasster zu werden droht. Die Schar der Wörter für abstrakte Begriffe, sagt Osthoff, schwellt von Jahr zu Jahr an, auch in der alltäg-

[1]) Der Unterricht in der Muttersprache u. seine nationale Bedeutung, Leipzig 1872.

lichen Rede (Subst. auf -ung, -heit, -keit, -schaft, -nis); Bild und Metapher, die Mittel lebensvoller Darstellung, hören schon vielfach auf, ihre Dienste zu tun und die Schönheit der Rede zu erhöhen. Gar mancher spricht vom Abend des Lebens, vom Fluss der Rede, von dem Band der Freundschaft, dem Wink des Schicksals, und ist sich kaum recht oder schon gar nicht mehr bewusst, dass er damit in Bildern seine Gedanken offenbart. Oder wie könnte sonst einer „den Strom der Geschichte bei der Stirnlocke fassen wollen, ein anderer diesen oder jenen Gesichtspunkt als Masstab anlegen, ein dritter den niedrigen Kassenstand eines Vereines als den wunden Punkt schildern, der sich wie ein roter Faden durch das Dasein des Vereines ziehe, ein vierter vom Zahn der Zeit sprechen, der schon so manche Träne getrocknet habe, ein fünfter gar von einem trockenen, recht wässerigen, dabei durchaus nicht fliessenden Vortrag reden“ — und was dergleichen Ungereimtheiten mehr sind, wenn das Bewusstsein für den Bilderschmuck noch so recht lebendig wäre! Wie ganz anders wirken doch Bilder wie diese: Er hat Geld *wie Laub* (Hebel), Geld wie Heu, oder: Ich möchte ihn nicht mit einem Stecken in der Hand anrühren, oder wie das mhdeutsche: Swer zwêne wege welle gân, der muoz lange schenkel hân, wo wir im Geiste sehen, wie sich die Schenkel bei einem Kreuzweg verlängern müssten; und wie verblasst klingen daneben die entsprechenden hochdeutschen Ausdrücke: Er hat Geld in Hülle und Fülle. Ich möchte mit ihm nichts zu schaffen haben. Niemand kann zwei Herren dienen.

Die Mundart spricht eben noch geradezu (graduse) und meint, was sie sagt, sie empfindet das Bild auch als das, was es ist, es ist ihr noch unverbraucht, nicht abgegriffen und zur leeren Phrase geworden, wie so viele Bilder unserer Schriftsprache.

Auch der Redestil ist ein anderer in der Mundart als in der Schriftsprache; er ist einfach, natürlich, zwanglos; ihre Sätze reihen sich leichthin aneinander; von dem verwickelten Satzbau, den verketteten, oft allzu künstlich verschlungenen Perioden der vom Latein beeinflussten Büchersprache weiss sie nichts. „Glücklich darum derjenige,“ sagt Osthoff, „dem es beschieden war, in seiner Jugend eine Volksmundart zu sprechen und durch und durch ihre Laute und Formen und ihren gesamten Redestil sich anzueignen; er hat vor andern einen Vorsprung voraus auf dem Wege zu dem schönen Ziele, in das Verständnis der Volksseele und ihres Lebens und Webens einzudringen“; und G. von der Gabelentz [1]) gibt denen, die ihre Muttersprache verständnisvoll handhaben

[1]) Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse. S. 16.

wollen, geradezu den Rat, beim Kleinbürger, beim Bauer und Tagelöhner einen Lehrkurs zu nehmen.

II.

Nach diesen einleitenden Worten über die Entstehung unserer Schriftsprache und ihr Verhältnis zu den Mundarten kommen wir zu unserer eigentlichen Aufgabe, der Stellung der Mundart im Sprachunterricht der Volksschule.

Der Volksschüler soll nicht sowohl über die Sprache denken und sprechen lernen, als vielmehr sich dieselbe so weit aneignen, dass er durch sie seine Gedanken richtig auszudrücken und die schriftlich dargestellten Gedanken anderer zu erfassen versteht.[1]) Letzter Zweck des Sprachunterrichts ist also die Befähigung zum richtigen und fertigen Gebrauch der hochd. Umgangs- und Büchersprache in Rede und Schrift. Zu richtigem und fertigem Gebrauch führt aber nur der lebendige Umgang mit der Sprache selbst.

Durch den täglichen, lebendigen Verkehr mit der Volkssprache, durch den ununterbrochenen Umgang eignet sich das Kind nach und nach die Mundart nach ihrem Wortschatz und nach der Mannigfaltigkeit ihrer Biegungs- und Satzformen an. Das Sprachgefühl für die Formen und Wendungen des Dialektes wird mit den Jahren zur Sprachgewandtheit. Wo etwas vom Kinde nicht richtig ausgedrückt wird, da tritt, ohne irgendwelche sprachliche Belehrung, wiederholtes Vor- und Nachsprechen ein, bis die Schwierigkeit überwunden ist. So lernt das Kind nach wenigen Jahren nicht nur seine Umgebung richtig verstehen, sondern sich selbst auch verständlich und korrekt ausdrücken. Durch solche Sprachübung, auf dem Wege des Beispiels und der Nachahmung, soll nun der Schüler naturgemäss sich auch die Schriftsprache aneignen, ohne dass er zunächst die Gründe zu kennen braucht, warum etwas richtig oder falsch ist. Freilich ist es dann Pflicht des Lehrers, keinen Fehler ungerügt und unverbessert durchgehen zu lassen, betreffe er eine unrichtige Wortverbindung oder die unrichtige Aussprache einzelner Wörter. Vor allem sei er selbst durch seine eigene Sprache den Kindern ein Muster des Hochdeutschen.

Da nun dem Kinde, das in die Schule kommt, nichts so eigen ist wie die Sprache, die es aus dem Elternhause mitbringt, so wird es die erste Aufgabe des Sprachunterrichtes sein, an die vorhandenen Sprachkenntnisse oder -fertigkeiten anzuknüpfen und alles zu tun, damit der junge Schüler seiner eigenen Sprache und ihrer auffälligsten Unterschiede

[1]) Vgl. H. R. Rüegg, Der Sprachunterricht in der Elementarschule.

von der Schriftsprache sich bewusst werde. Indem der Lehrer sich in der ersten Zeit zu den Kindern herablässt, in ihrer Sprache mit ihnen redet, wie Vater und Mutter, erweckt er, was *L. Auerbacher*[1]) schon i. J. 1838 betont hat, ihr Zutrauen, hebt er sie zu sich hinauf; sie legen ihre anfängliche Schüchternheit ab und bleiben unbefangen, ihre Antworten kommen frisch vom Herzen weg, der Unterricht wird lebhaft, gemütlich anregend.

Vom Recht betont R. Hildebrand,[2]) dass das Hauptgewicht auf die gesprochene Sprache zu legen sei, wie es schon Herder verlangte, wenn er (1769) schrieb: „Natürlichen Stil lernt man aus dem Sprechen, nicht Sprechen aus dem künstlichen Stil; Grammatik lernt man aus der Sprache, nicht Sprache aus der Grammatik.“ Das Kind sollte erst schreiben, wenn es der Sache voll ist, beim Schreiben sozusagen ans Schreiben nicht denkt. Den warmen Ton der Stimme sollte die Schule als die Trägerin der Seele und alles Interesses pflegen, auf ihr die Wort- und Satzfügung aufbauen; das Ohr sollte mehr, als es geschieht, in den Dienst der Sprachbildung treten, der Schreibende sollte die Worte in sich klingen hören, was ja auch früher der Fall war, wenn noch Luther, Logau, Goethe u. a. den Bedingungssatz als Fragesatz behandelten und demgemäss ein Fragezeichen setzten. Überall hilft der lebendige mundartliche Satzton beim Hochdeutschsprechen und -lesen besser als abstrakte, formelle Erläuterungen zum Verständnis der syntaktischen Gesetze, zu einem warmen, seelenvollen Vortrag.

Von der Bedeutung der Mundart für die Erlernung des Hochdeutschen, wenigstens soweit dies die ersten Schuljahre betrifft, ist man bei uns in Basel durchaus überzeugt; denn die „Grundsätze für den Unterricht in den Primarschulen“ von Schulinspektor Hess (Basel 1884) drücken sich auf Seite 12 hierüber klar und unzweideutig aus. Danach gehen Dialekt und Schriftsprache in der I. Klasse gleichberechtigt neben einander her, indem die Schüler bei den mündlichen Sprechübungen das Gelesene in ihrer Muttersprache wiederzugeben haben. In den folgenden Klassen soll der Unterricht allmälig von der Mundart in den schriftdeutschen Ausdruck überleiten; zur gegenseitigen Erklärung sind jedoch Mundart und Schriftsprache je und je miteinander in Beziehung zu setzen, und zwar, fügen wir hinzu, auch auf der Sekundarschul- und der Mittelschulstufe überhaupt. Das Schriftdeutsche soll also in der Volksschule nicht erlernt werden wie eine fremde Sprache, sondern auf dem

[1]) Über den Dialekt, dessen Bedeutung und Benutzung in der Volksschule.

[2]) Vom deutschen Sprachunterricht.

natürlichen Wege, indem man ausgeht vom Bekannten, den hochdeutschen Ausdruck lernt durch den ihm entsprechenden und ihn erklärenden mundartlichen Ausdruck, indem man anschliesst an Natur und Leben und die volkstümliche Anschauungs-, Denk- und Redeweise in hochdeutsche Worte und Formen überträgt. Indem der Sprachunterricht sich an die Sprache des alltäglichen Lebens anschliesst, statt an die trockene Systematik eines herkömmlichen Leitfadens, wird er, wie Hildebrand mit Recht betont, zu einer Sache des Gemüts, wird er viel mächtiger eingreifen in die Gestaltung des Lebens. Das Interesse des Schülers wächst, die deutsche Sprache bleibt ihm nicht eine Sache des kalten Gedächtnisses, sondern sie verwächst mit seinem Gedanken- und Gemütsleben, die Laute und Schriftzeichen des Hochdeutschen erhalten Leben und Bedeutung, der Lebenssaft der Mundart fliesst in die darauf gepfropfte höhere Sprache über, wie die Säfte des naturwüchsigen Wildlings in das auf ihn gesetzte Edelreis.

Auf diese Weise von unten auf gelehrt, würde die hochdeutsche Sprache denen, die zu höhern Studien sich vorbereiten, für den mündlichen und schriftlichen Verkehr mit den Jahren so zur zweiten Natur werden, dass sie ihrer in derselben Weise mächtig wären, wie der Mann aus dem Volke im mündlichen Verkehr seinen Dialekt zu handhaben weiss. Ihre Red- und Schreibweise müsste volkstümlicher, frischer, anschaulicher werden, wofür Hebel, der im heimischen Dialekte wie in der Schriftsprache tätig war, das glänzendste Beispiel geliefert hat. Denn im „Schatzkästlein“, seinem klassischen hochdeutschen Produkt, ist, wie allgemein bekannt, das Äusserliche der Sprache wohl schriftdeutsch, der Satzbau dagegen und die Wendungen des Ausdrucks sind ganz und gar bis in jede Faser hinein volkstümlich.

Ist der Sprachunterricht in den ersten Jahren noch reine Sprachübung, Übung im anschaulichen Denken, so erhebt er sich zur Sprachlehre, sobald das Kind zum schriftlichen Gebrauch des Hochdeutschen befähigt werden soll. Von jetzt an sind gewisse Regeln und Gesetze nötig, ohne deren Kenntnis es keine Sicherheit gibt. Zwar fehlt es nicht an solchen, die, gestützt auf J. Grimm, der darin eine Störung der freien Entfaltung des Sprachvermögens erblicken wollte, allen grammatischen Unterricht aus der Schule verbannen möchten; dagegen behaupten andere, an ihrer Spitze Rud. v. Raumer, mit Recht, dass, wo im sprachlichen Ausdruck Fehler gemacht werden, auch eine Anweisung möglich und nötig sei, wie man solche Fehler vermeiden könne. Denn auch das ausgebildetste Sprachgefühl wird zuweilen schwanken und kann dann seine Stütze nur im Bewusstsein

von den Regeln und Gesetzen der Sprache finden. Wie die Sprachübung das Sprachgefühl, so bildet die Sprachlehre das Sprachbewusstsein. Bei jener denken wir in der Sprache, bei dieser über die Sprache selbst, finden denkend die sie beherrschenden Gesetze.

Man wird also in der Volksschule die Formen und Konstruktionen des schriftsprachlichen Ausdrucks tüchtig üben, auf die vollständige Kenntnis des grammatischen Lehrgebäudes aber verzichten müssen. Denn der Inhalt geht dem Kinde über die Form, und wie ihm die häusliche Erziehung die Sprachformen nicht um ihrer selbst willen vorführt, sondern stets nur in Verbindung mit einem bestimmten Inhalt, wie das Kind mit jedem neuen Worte zugleich auch die Vorstellung, die Sache kennen lernt, die jenes bezeichnet, so hat auch die Schule es von Anfang an zu üben im Anschauen und Sprechen, im Sprechen und Anschauen: der elementare Sprachunterricht sei zugleich Sach- (Real-) unterricht und umgekehrt, aber ein wirklicher Anschauungsunterricht, kein blosses Vorsagen und Nachsagenlassen ohne inneres Erfassen. Ging doch Pestalozzis Bestreben vor allem darauf aus, die Kinder aus dem Sinnenschlafe zu wecken, sie vom „leeren Maulbrauchen“ frei zu halten oder zu entwöhnen und ihrer Sprache einen aus der äussern und innern Erfahrung gewonnenen Gehalt zu verleihen.

Freilich nicht nur in den ersten Schuljahren, auf allen Stufen hat der Sprachunterricht mit der Sprache zugleich den Inhalt, ihren Lebensgehalt voll und frisch und warm zu erfassen. Daher sollten die Schüler oberer Klassen vor allem auch eine tiefere Einsicht in die Bildung und Abstammung der Wörter gewinnen, nicht durch eine trockene, systematische, mehr äusserliche Behandlung in herkömmlicher Weise, sondern indem ihnen der Lehrer bei gegebenem Anlass die Grundbedeutung, den sinnlichen Hintergrund der Worte erschliesst, der die Klarheit und Deutlichkeit der Vorstellungen so sehr unterstützt. Dann sind ihnen die Wörter, wie Hildebrand treffend sich ausdrückt, nicht mehr bloss tote Formen, sondern lebendige, durchsichtige, hübsche Gestaltungen, die ihnen näher treten und ihre Gedanken beschäftigen. Sagen wir beispielsweise den Kindern, wie dies ja gewöhnlich der Fall ist, das Wort „Ereignis“ bestehe aus der Vorsilbe er-, dem Stamm -eig- und der Nachsilbe -nis, so haben sie im Grunde für das Verständnis des Wortes wenig oder nichts gewonnen; sobald sie aber durch den Lehrer darauf geführt werden, das Wort Auge herauszufinden, und erfahren, das Wort laute eigentlich und lautete früher wirklich Er-äug-nis, sei abgeleitet vom Verb „sich eräugnen“: vor Augen treten, in die Augen fallen, da geht ihnen sofort ein Licht auf über

seine ursprünglich sinnliche Bedeutung: das Sichzeigen, die Erscheinung, von der die heutige: Vorfall, wichtige Begebenheit doch eigentlich nur ein abgeschwächter, verblasster Begriff ist, da das Auge, das Schauen dabei kaum mehr in betracht kommt, seitdem das Wort sich von der Sache gelöst hat.

Oder ein anderes Beispiel.

Im Unterricht stossen wir gelegentlich auf den Satz, N. N. sei durch allerlei Ränke ans Ziel seiner Wünsche gelangt. Verstehen die Schüler den Sinn des Satzes nicht, so wird die Sache gewöhnlich mit der kurzen, abstrakten Erklärung abgetan, das Gewünschte sei auf hinterlistige, versteckte Weise erreicht worden. Wie viel tiefer wird sich ihnen aber Wort und Sinn einprägen, wenn sie erfahren, dass „Ränke" die Mehrzahl unseres Wortes „der Rank": Wendung, Krümmung, Bug oder Biegung einer Strasse ist, abgeleitet vom altd. Verb rinchan, ranc, runchum, girunchan (jetzt ringen, rang, gerungen) sich drehen, wenden, winden; wenn sie jetzt die ursprünglich sinnliche Vorstellung erkennen und gleichsam jenen Menschen sehen, wie er, statt auf dem kürzesten Wege gerade und offen auf sein Ziel loszugehen und die verschiedenen Ränke, die Schleich- oder Umwege, die der Weg dorthin macht, „abzuschneiden", sie im Gegenteil alle geflissentlich abgeht und so unbemerkt sein Ziel erreicht. Stellen wir bei reifern Schülern dazu die Wörter und Wendungen: renken (aus-, ein-, verrenken), die *Ranke* (sich *windender* Schoss) und ranken, niederd. rank schlank (eig. sich windend); einem den *Rang* (eig. Rank) ablaufen, d. h. ihm zuvorkommen; der *Range* eig. ringfertiger Bursche, jetzt: loser Junge; jemand einen *Rang* oder Stoss geben; der *Rängge* (*l*) grosses, im Rank herum abgeschnittenes Stück Brot; *rangge* sich drehen, reiben, sich sperren, *renggle* (Verkleinerung von renken) Kopf und Leib trotzig herumwerfen; hd. *ränkeln*, Umschweife machen in der Rede, intrigiren; ferner zum *Präsens* die Wörter: Ringer, Ringkampf, -platz, *ring* (leicht), gering (unbedeutend), ver-*ringern*, *Rinken* (Ring, Schnalle); hd. *rinkeln*, mit Rinken versehen, befestigen, schnallen, basl. *ringgle* [eig. an den Rinken oder Ring spannen, um zu] *züchtigen*, *ringgli-ränggli* im Zickzack, von einem Wege; endlich zum Plural des *Präteritums* die Ableitungen: der *Rung* Zeitabschnitt (viell. *Umlauf* des grossen Zeigers), die *Runge* gebogene Stützleiste am Leiterwagen — so haben wir eine Familie von Wörtern beisammen, die erst in diesem natürlichen, sachlichen Zusammenhang ins rechte Licht gestellt werden. Und so hat der Lehrer immer und immer wieder Gelegenheit, das sinnliche Denken, das uns an der ältern Sprache so erfrischend und belebend anweht, die jugendliche Lebensfrische,

die unsere Mundarten noch in so reichem Masse besitzen, zur Freude und zur Belehrung der Jugend, wie zum Genusse für sich selbst hervorzuheben, sie als Kampfmittel gegen die überhandnehmende Phrase und die Blasirtheit unserer Zeit ins Feld zu führen.

Wir haben für die mittlern und obern Klassen der Volksschule einen *geordneten grammatischen Unterricht* verlangt, da der Sprachunterricht als solcher es mit den Formen der Sprache zu tun hat und sich mit dem Sachunterricht nicht zusammenwerfen lässt. Nun aber zeigt ein Vergleichen zwischen Mundart und Schriftdeutsch, dass ein namhafter Teil dessen, was die hochdeutschen Sprachlehren für Schulen enthalten, ganz überflüssig ist, eben weil die Kinder es von der Mundart her schon zu eigen haben, und dass gerade das, was solchen Kindern, die eine Mundart sprechen, aus der hochdeutschen Grammatik durchaus not tut, diesen Sprachlehren fehlt. Da die nhd. Schriftsprache ihren Ursprung so vielen Dialektmischungen verdankt, ist sie eben überall dem Lernenden halb bekannt, halb fremd.

Reden wir zuerst von den bedeutenden Unterschieden im Wortschatze.*) Eine Menge Wörter haben im Hochd. eine andere Bedeutung als in der Mundart.

Unter *Blattern* verstehen wir *Blasen* auf der Haut, durch Luft oder Flüssigkeit *aufgeblähte* Hülle, die Hochd.: Eiterblasen, die *Pocken; Knopf* bedeutet im allgemeinen einen runden, dicken Körper, z. B. an der Stecknadel, an der Turmspitze (Knauf), am *Kleid* (hier jetzt *scheibenförmig*), in der Mundart ausserdem *Knospe, Knoten, Knirps*, in der Verkleinerungsform *Knödel*; *Estrich* ist ein mit Steinen ausgelegter Zimmerboden, eine Gipsdecke, in Basler Mundart: der *Dachboden*, Raum unter dem Dach; *Tochter* ist hochdeutsch ein „Kind weiblichen Geschlechts, weiblicher Sprössling", als Gegensatz zu „Sohn"; wir aber, d. h. die Stadtbasler, brauchen es im Sinne von „erwachsenes Mädchen, Jungfrau", sprechen von einer „*Laden*tochter", einer *Lehr*tochter, suchen eine „brave Tochter, eine T. aus achtbarer Familie" als Lehrmädchen und besitzen sogar eine „Töchterschule", auch für die unerwachsenen Mädchen, der bis jetzt allerdings noch keine „Söhneschule" zur Seite steht. Baslerisches *lünig* ist *launenhaft*, von rasch wechselnder Gemütsstimmung, nicht „*launisch*" von übler Laune, noch „*launig*" von froher, guter, heiterer Laune. Ein *dolles* Kind ist hierzulande ein gesundes, kräftiges, nicht ein unsinniges, rasendes, tobendes Kind, wie der Hochd. meinen könnte. Wir *kramen* unsern Kindern dies und jenes vom Jahrmarkt, bringen ihnen einen *Kram*, ein *Krämlein* als *Geschenk* nach Hause; das Hochd. Kram aber ist Bude, sodann Klein- und Kurzware, auch Trödel, und *kramen* heisst „seinen Kram feilbieten", dann „suchend wühlen und räumen", wofür der Basler „neuse, naise" sagt.

---

*) Vgl. Sutermeister, Kl. Antibarbarus, 16 ff.

basl. *losen* ist lauschen, horchen,	hd. das Los entscheiden lassen.
poltern ist lärmen	hd. schimpfen, toben.
laufen ist gehen	hd. schnell gehen, eilen, *rennen*.
vergunne i. missgönnen	hd. aus Gunst verstatten, zukommen lassen
Es *nimmt* mich *Wunder*, ob er kommt / — — — wer gewählt wird	hd. ich bin *neugierig*.
— — — dass er nicht gekommen ist	hd. *setzt* mich in *Verwunderung*.

Wer „*z'Hus*" isch, wohnt „zur Miete"; wer zu Hause ist, — ist daheim, in seiner Wohnung.

2) Unter der Fülle von Wörtern und Ausdrücken, die, streng genommen, nur der Alltagssprache zukommen, gibt es solche, die hin und wieder in hochd. Gewande auftreten und zwar in Rede und Schrift. Von den häufigsten seien nur erwähnt: *Plätz* für Lappen, Flick, *Götti*, Gotte für Pate, Patin; *Knoden* für Knöchel; *Känel* für Dachrinne, *Deuchel* für Röhre zu Wasserleitungen; *Krüsch* für Kleie; *Gugelhopf* für Asch- oder Topf-, Napfkuchen; *Frucht* für Getreide; *Grien* für Kies; *Lummel* für Lendenstück; *Maien* für Strauss; *Strähl* für Kamm; *letz, räs, ring, massleidig* für verkehrt, scharf, leicht, verdriesslich; *doktern, besetzen, schlipfen, serbeln* für: den Arzt brauchen, pflästern, gleiten, dahinsiechen.

Dagegen sollten Wörter wie: *Hafen* Topf, *Gelte* Eimer, *Letten* Thon, *Stand* Bude, *Wasenmeister* Abdecker, *Weidling* Fischernachen, *Putsch* Stoss, Puff, *Imme* Biene, *Emd* Öhmd (Grummet), *Weibel* Amtsdiener, *Welle* Reisig-, Strohbündel, *Zaine* Weidenkorb; *teig* überreif, weich durch beginnende Fäulnis, bildl. nachgibig, *lind* weich, zart; *fergen* expediren, wovon Ferger, Fergstube; *aufgabeln* auftreiben, *zweigen* pfropfen, *schliefen* schlüpfen, kriechen, *speien* spucken, *geisten* spuken, *dengeln* scharf hämmern, haaren, *schlecken* lecken, naschen, *Schleck* Leckerbissen, *schlenkern* schlendernd bewegen, nachlässig gehen) u. v. a. als gut oberdeutsches Sprachgut durchaus festgehalten werden, wenigstens im schriftlichen Verkehr unserer Volksgenossen.

3) Auch Wortformen mischen sich ins Hochdeutsch, die bloss der *Mundart* angehören, so Subst. wie: *Beck*, *Bändel*, *Breme*, die *Lefzge—Lefze* (Lippe), *Lappe*—Laffe, *Haber, Kutschner, Stege, Schutz; Adj. und Adverb.* wie: *eichig, blechig, sturzig* (stürzen) *feiss*, (feist, fett,) *lidig, anderst, ferners, weiters*, Präp. *innert*—inner (binnen); Verben wie: *längen, luften*, (*lüften*), *lüpfen*, (*lüften*—heben) *henken, nörgeln* (nergeln), *dunken*, dünken; tunken, tauchen, *ab*ziehen, —löschen (*aus*ziehen, —l.), *ver*lehnen, —renken (*aus*leihen, —renken), *ver*zählen, —wachen (*er*zählen, *er*-w.) *ver*springen, —reissen (*zer*springen, —reissen), *ver*stellen (*ent*stellen), —gönnen (*miss*gönnen); ferner Verkleinerungen wie *Gärnlein* (Netz), *Nägelein* (Nelke), *Gänglein* (Gang), *Läublein* (Laube), *Förmlein* (Modell), *gepützelt* (geputzt, *geschmückt*), *knübeln* (klauben), *pröbeln* (probiren), *schnarcheln* (schnarchen), u. v. a.

Ebenso mundartl. Redensarten z. B.: Wie *sagt* man dem? *hochd.* wie *heisst, nennt* man das? wie *heisst* das? Es hat mir doch *wollen sein!*

(Es *war* mir doch, es *ahnte* mir etwas.) Sie *können's* gut miteinander (*verstehen* sich gut). Sie *haben's* miteinander (*halten* zusammen). Hab Ruhe! (Sei ruhig! Seid ihr auch *hiessig?* (hier?) Einem *wüst sagen*, mit ihm wüst thun (ihn zanken, beschimpfen). Einem die *Zeit wünschen, —bieten* (ihn grüssen). Einem die *Zeit abnehmen*, (den Gruss erwidern).

4) Was das Geschlecht der Substantive anbelangt, so bestehen hier ganz bedeutende Unterschiede. Es heisst:

der Bank, Schnegg, Zehen, Laun — hd. *die* Bank, Schnecke, Zehe, Laune
der Wachs, Lineal, Módel, Schmer — *das* Wachs, Lineal, Modéll, Schmer
die Balle, Rahme, Schos, Buschel — *der* Ball, Ballen, Schoss, Büschel
das Bleistift, Káfe, Käfi(g), Sand — *der* Bleistift, Kaffée, Käfig ...
das Eck, Null, Ripp, Wespe — *die* Ecke, Null, Rippe ...
das Marie, Luise — *die* Marie ...

Weitere Beispiele finden sich in meiner „Basler Mundart“ S. 347/8.

5) Von fehlerhaften Flexionsformen, gegen die wir immer und immer wieder zu kämpfen haben, seien erwähnt:

Die Genetive: des Gedanke*n*, Herzen; Knabens, Friedric*h* des Gr., die Wohnung des Her*r* Pfarrers.

Die Dative: dem Has*e*, im Herz*e*, mit Äpfe*l*, dem Her*r* Rektor.

Die Accusative: den Mensc*h*, Bursc*h*, Soldat, frage den Her*r* K. Ich habe dei*n* Ring, ei*n* Hut gefunden.

Die Plurale: die Töchter*n*, Möbel*n*; Hirsche*n*, Storchen, Reste*n*, Strausse*n*; Seile*r*, Hefter, Spieler, Better, Hemder; H*ü*nde, W*ä*gen, N*ä*men, L*ä*den, *Ä*rme.

Mangel der Flex. b. neutr. Adj.: Ein klei*n* Kind, ein schö*n* Haus, ein *fleissig* Mädchen.

Steigerungsformen: v*ö*ller, w*ö*hler, z*ä*hmer, ges*ü*nder, ger*ä*der, d*ü*nkler, f*ä*lscher, ehn*ter* (eher), gern*er*, bestmöglich*st;*

Fürwörter: ihn*s* (es); Verwechslung v. deren (attrib.) und der*er* (obj.)

Konjugationsformen:
ich *s*iehe, verbete (—bitte) mir das.
du *haltest* (*hältst*), ratest, fallst, traumst, er *grabt*, lauft, stosst.
er *trittet;* ihr *gräbt*, kömmt.
bratete (briet), ladete (lud), *haute*, (hieb), hebte (hob), scheinte (schien); es gäbte (gäbe), ich *nähmte*.

d. Imper.: *lese* (lies), *messe*, *esse*, vergesse, *nehme*, *gebe*, *sterbe*, *sehe* ... ... *Sind* Sie so gut —seien S.

d. Particip. *gewunken* (gewinkt), *gehunken*, *gebollen*, *gegrinnen* (gegreint), *gespaltet* (gespalten), *gepreist*, *gesaugt*, *gesalzt*, *gehebt*, *geloffen* (gelaufen), *geschrouen* (geschrien), *gedenkt*. (gedacht).

6) Ganz bedeutend sind vor allem die Verschiedenheiten in der

Wort- und Satzfügung, so:

Die präpos. Umschreibung für den der Mundart fremden Genetiv:

Das Haus *von meinem* Vater	Das Haus meines Vaters.
Meinem Vater *sein Haus*	Meines Vaters Haus.
Dem Nachbar *sein Haus*	Des Nachbars Haus.

Der Mann, *wo* ich seinen Vater gut kenne (*dessen* Vater ....). Die Leute, *wo* er das Haus *von ihnen* gekauft hat. (Von denen er d. H., *deren* Haus er g. h.). Am Anfang *von der Strasse.* Das Buch *von Lehrer* X. (*des Lehrers* X, das ihm *gehört*; das Buch von Lehrer X. ist das Buch, das er verfasst hat).

D. Dativ statt des Genet. bei Präpos. u. Adjektiven.

Es ist *dem Menschen* unwürdig, zu lügen. — Ihr sollt *diesen Vorzügen* auch teilhaftig werden. — *Während dem Sommer,* wegen *dem* hohen Alter — ausserhalb *dem* Hause.

D. Dativ st. des Accusat. b. pers. Pron.

Gott grüss' Ihnen, ich bitte Ihnen, ich kenne *Ihnen* wohl, habe *Ihnen* fragen wollen, habe *Ihnen* schon lange nicht mehr gesehen.

Nominat. st. Accus.

Es gab *ein grosser Lärm;* er gibt *ein guter* Schuster (gibt einen guten, *wird ein guter* ...).

Accus. st. Nomin.

Vielleicht findet sich noch *einen* Ausweg; *Herrn* B. lässt Sie grüssen, *lässt* Ihnen sagen; *Wenn ich dich wäre* (— *du* wäre, an deiner Stelle).

Unrichtiger Kasus der Apposition.

Inmitten *des Gottesackers, dem* Ruheplatz der Abgeschiedenen: *des* R...es. Der *Abriss von Heussler, ehemaligen Lehrers an der* Töchterschule: *ehemaligem* L. Voll Bewunderung *für* Hannibal, grösster *Feldherr* der Karthager: *den grössten Feldherrn* ....

Unrichtige Präposit.

Erstaunt *durch* diese Frage (über). Der Apfel *fällt ab dem Baume* (von). Der Reiter springt *ab* dem Pferde (von), er erschrak *ab* meinem Aussehen (über). Ich *musste ab ihm* lachen (über ihn). *Geh an deinen* Posten (auf) —allerlei *für* Sorgen (a. S.); ich halte ihn *als* einen Ehrenmann (*für*; betrachte ihn *als* einen E.)

Unrichtige Zusammenziehung der Präpos. mit d. Artikel.

Er ging *in* Wald (in den), *überm* Feuer (über dem), *beim* Ofen, hinterm Hause; *vom* Sommer und *den* übrigen Jahreszeiten (*von* dem Sommer und den ...), *zur* Zierde und Nutzen (*zu* —, *zur* Z. u. *zum* N.)

Verstärkung der Präpos. durch Adverbien.

Sie schaute *aus* dem Fenster *heraus,* zum — hinaus (*aus* dem F.). Man hört ihn *durchs* ganze Haus *hindurch* schreien; sich ins Haus *hinein* flüchten — zum H. *hinaus* jagen (aus dem H.).

Pers. Pron. d. III. Pers. st. des reflex.

Er *denkt bei ihm selber* (sich), sie hatten die Bücher nicht mit *ihnen* genommen (sich), die Alte sprach mit *ihr* selber.

Reflex. Pron. st. d. pers. Pron.

Wir versprachen einander, *sich beim Springbrunnen zu versammeln* (uns).

Relativpronomen.

Der, *wo dort steht* (welcher); ein Blatt, *wo* allerlei *darauf* gemalt war (auf dem, worauf); das *Brot, wo er davon gegessen* hat (von dem, v. welchem). Eines der schwersten Verbrechen, *das* je begangen wurde (*die* — begangen worden sind). Eine Wohltat, *die* (wo) ich nicht weiss, *wie* ich sie vergelten soll (*die ... zu v. weiss*).

Hinweis. Pron.

Der da ist's nicht, *der dort* („selbe“): der, *dieser* — *jener*.

Subst. poss. Pron. ohne Artikel.

Es *ist meiner*, nicht *deiner: der meine*, der meinige.

Possess. Pron. st. d. persönl. bei ‚gehören‘.

Das Buch *gehört mein*, nicht *dein* : g. *mir, ist mein*.

Stellung zweier pers. Pron.

Lasst *euch es (euch's) schmecken* (es euch, *'s euch*); er wollte *ihm ihn* (den Acker) abkaufen, suchte *ihm es* nachzumachen (es ihm).

Relat. od. pers. od. hinweis. Pron. mit Präpos. bei Beziehung auf Sachen, statt des Pronominaladverbs:

Mit was kann ich dienen? — *womit* ... ... *An was* denkst du? — *woran* ... ... *Von was* — wovon, *in was* — worin, *über was* — worüber, *durch was* — wodurch, *nach was* — wonach, *um was* — worum, *wegen was* — warum. *Für es*, für dies — *dafür* ... nach demselben — darnach, mit demselben — damit, durch das — dadurch vgl. *Fluri* S. 55.

Pers. Pronom. beim Imperativ.

Bring *du* das Buch nur wieder zurück. Gebt *ihr* das Geld dem Zöllner.

‚tun‘ zur Umschreibung des Infinitivs, und als Hilfsverb.

Er *tut schreiben, lesen* (er schreibt, liest); *tut* es euch doch einmal *merken*; ich *täte* es nicht sagen; wenn es euch nicht *gefallen tut*, so geht.

Ferner stellvertretend für die verschiedensten Verbalbegriffe.*)

Tu den Sessel an seinen Ort (*trag, stelle* den S.), *tu* das Messer in die Schublade (lege ...), *tu* die Rechnung durch (streiche sie durch). *Mach* die Thür *auf, zu* (öffne, schliess). Das *macht* ihm keiner *nach* (*ahmt — nach*). *Mach* das Feuer *an* (zünde — an), *mach* den Stoff *ein* (*wickle — ein*).

Stellung der Hilfsverben des Modus: In der Md. vor, im Hd. nach dem Infinitiv in den zusammengesetzten Zeiten:

Er *hat wollen gehen*, —fragen, *sollen kommen, dürfen bleiben, müssen* sterben, ... es *lassen* bleiben, *können* warten, hd. *gehen wollen*, u. s. f. Ich habe ihn *gesehen* gehen, kommen (gse go, cho) — gehen, kommen sehen.

Sitzen, liegen, stehen auch für die *Bewegung*, hd. refl. *sich* setzen, legen, stellen. *Sitz auf den Stuhl*, lieg auf den Rücken, steh an die Wand — setz dich ...

---

*) Vgl. J. Meyer, alem. Sprachbuch I, 58/9 und meine „Basler Mundart“, (Basel 1879) S. 89, 199.

Mit sein konjug. hd. mit haben:

Er *ist auf der Bank gesessen*, am Boden gelegen, *ist* unter dem Fenster gestanden — *hat ... gesessen,* gelegen, gestanden.

Gebrauch der Zeiten: Perf. st. Imperf.

Heute ist F. zu mir gekommen und *hat* mich um Verzeihung *gebeten*: kam, bat ...

Präs. st. Futur.

Ich *komme morgen*, heute Nacht *schneit's*, der Winter *ist* bald da.

Plusqpf. st. Imperf. in der Erzählung:

Es *war* sehr lustig *gewesen.* Ich hatte lange gewartet, bis er kam.

Plusqpf. st. Perf.

Ich muss dir mitteilen, dass ich acht Wochen in Langenbruck *gewesen war*.

Imperf. st. Perf.:

Waren Sie schon in Paris? *Rittst* du nicht eben vorbei? Ich *verlegte meine Wohnung nach* Bern

Imperf. st. Plusqpf.

Nachdem es ihn lange *betrachtete* (...b...*hatte*), ging es weiter.

Kondit. im Nebensatz st. des Konj.

Wenn du fleissig *sein würdest,* dürftest du ... richtig: *wärest* ... (wie in der Md.!)

Verkürzung des Nebensatzes.

Die *Axt dient für das Holz zu spalten:* dient *zum* H., dient dazu, d. H. *zu* sp. Er kam nur, *für uns auszuforschen* (...*um* —zu—.)

Gebrauch der Bindewörter:

Dazumal, *wo er* noch daheim war (als). *Indem* machte sich der Bursch aus dem Staube (*indessen*). Ich muss gehen, *indem der Vater* auf mich wartet (*da, weil*). Ich muss gehen, *weil es noch Tag ist* (*solange, während*). *Da* er nach Hause kam, fand er die Tür geschlossen (*als*). *Nachdem* machten wir allerlei Spiele (nachher).

Verstärkung des Bindeworts u. d. Fragewerts durch dass, als.

Weisst du, *warum dass* er nicht kommt? Man weiss nicht recht, woher *dass* er ist. Frage, wie viel *als* es kostet. *Während dass, währenddem* er sang (während ...)

7) Überladung im Ausdruck (Pleonasmus) liegt in den Wortformen und -verbindungen: *wieder zurückkehren*, *alter Greis*, *junger* Knabe ich habe es *bereits schon* gesagt, er kann *nicht mehr länger* warten, *weiter fortfahren*, *immer mehr* und mehr, *los* lösen, *voll* füllen, Fritz soll *ebenfalls auch* mitkommen, ich *wiederhole noch einmal,* es kann *möglich* sein, es scheint mir *wahrscheinlich,* er *sprang von seinem Pferde,* sie gab der *Kleinen ihre Hand;* dafür *kann niemand nichts (etwas),* so *einen* kenne ich *keinen* (einen solchen kenne ich *nicht*), hat *keiner kein Messer?* (doppelte Verneinung); Leidzirkulare werden *keine* versandt (...*nicht*...).

8) Zum Schluss noch ein Wort über unsere Aussprache des Hochdeutschen.*)

1. Da lässt vorerst der Wortakzent noch manches zu wünschen übrig: *Mittág, Tunéll*, Unterrícht (landschaftl.), furchtbár, heillós st. *Míttag*, ... und umgekehrt: *állmälig, dérselbe, dáselbst*, zúgleich, Músik, Flánell, Cylinder, der Módel (das Modéll), Polítik etc.
2. In der Quantität der Vokale sind bedeutende Unterschiede. basl. kurz, hd. lang sind: *Namen, Bote, Vater, dem, wem, viel* (landsch.) *verboten, waten, Spaten, zählen, Makel, Ekel, kneten, beten, treten, Haken, Kröte* ... in der Verbalflexion: du *hebst*, er *hebt, trägt, erregt, schlägt, sagt, fragt, erschrak* ... vor doppelt. Konson. in der Stammsilbe: Jagd, Magd, Vogt, *unterwegs*, Propst, *Lebtag, Obst*, Krebs, Osten ... Dagegen sind basl. lang, hd. kurz: *an, hin, bin, gleichfalls*, allenfalls, *überall*, hell, *Ball* (le bal), *Bann, Mutter, Futter, Blatter, Rettig, Kinn, Jammer, Herbst, Herd* u. v. a. m.
3. Die Quantität und Qualität der Konsonanten liegt ganz besonders im argen. Die *Fortes* p, t, k, (qu), f, s, sch sprechen wir Stadtbasler im Anlaut samt und sonders als *Lenes* (weich): *Bappel*, Dal, *Gleid, Gharl*, Gwal, Vatter, Saal, Schaf; vgl. *glimmen* mit klimmen, *Grenze* mit *Kränze*; landsch. im Gegensatz hiezu: *Kchleid, kchlimmen, Kchränze;* Steckchen, *Stockch.* — stadtb. *Steggen, Stogg* hd. *Stock*. Das *hintere ch* (der *ach-Laut*) in *Dach, doch* ist weniger hart zu sprechen, der ich-Laut, das *vordere ch* ist *anzustreben*, aber dann von Anfang an zu üben. Der Verschlusslaut *g* ist beizubehalten, also: *wegen, tilgen*, nicht: *wechen, tilchen*! Der Stadtbasler schnarrt sein *r* als Lenis von *ch*, wozu zu vergleichen sind: Firtig (Feiertag), mit *licht*, Schîre (Scheune) — schîche (scheuchen), riere (rühren) — riechen; hd. *dort—Docht*.

Konsonantenerweichung tritt in- und auslautend ein, so bei: *Grosmutter, Mas*, Schos, blos, müsen, *muste*, er *lies, das* Kind, Idalien, hinder, *hoffendlich;* wir *trafen, liefen, schufen*, zu sprechen: *trâffen, lieffen, schûffen; Prodikol, Nodiz, Milidär, Zedel, Appedit, Rebedition* u. a. m. Umgekehrt werden Konson. hart gesprochen, wo der Hochd. die *Lenis* spricht: „der *Marder*“ klingt wie „die *Marter*“; in *handlich, endlich, freundlich*, Bündel, *lieblich, Bürde, Erde, wurde, geduldig, Berg*, arg,

*) Hierüber sind zu vergleichen ausser *Sutermeister*, kl. *Antibarbarus* S. 49 ff.:
1.) *Winteler*, J. Die Aussprache des Hochd. Schweiz. Lehrerz. 1876.
2.) *Gamper*, Wilh. Über die Pflege der Lesekunst. Winterthur 1880.
3.) *Von Arx*, Walther. Der deutsche Unterricht in unsern Bezirksschulen. Solothurn 1884.
4.) Dr. *J. B.* die Aussprache des Hochd. Schweiz. Lehrerztg. 1891 (No. 8—10).
5.) *Socin*, Ad. Die Wissenschaft u. der Deutschunterricht Schweizer Lehrerz. 1891, Nro. 17 ff
Ferner: *Osthoff*, H Schriftspr. u. Volksmundart. Berlin 1883.
Vietor, W. Elemente der Phonetik. Heilbronn 1887.

morgen, Geld u. a. klingen, *d* u. *g* wie *t* u. gg (k), statt weich. Bloss *ein* n, m, l, r, g wird gesprochen u. infolge dessen oft auch geschrieben in: *abonniren, Grammatik*, symmetrisch, Siegellack, Holland, *vielleicht, heillos, allein, Müssiggang;* nicht gesprochen und geschrieben wird ferner das *g* in: *Üppigkeit, Geschwindigkeit;* das erste *b* in: *Schwibbogen.*

Verdoppelt wird dagegen der Konsonant in: *kolossal* gespr. *kollosal*, Spanien, Solothurn, Konstantinopel, Cholera, hiesig, Kamerad, (Kammerat!), oft auch in: *Inter(r)esse, Er(r)innerung* (Schrift!)

Vertauschung findet statt bei: *Marketender*, (Markedentner), *parallel.*

ein Konsonant fällt weg in: Quartier, Parlier, Gymnasium, Predigt, exerzieren, *(exiz.)*, jetzt, geordnet, furchtbar, du hältst, murmelnd, mit lächelndem Munde, glänzendste, geeignetste; gegebe(*n*); dagegen tritt *t* im Sprechen vorst, sch: *erhabentste* (erhabenste), *entlegentste*, Mensch, wünschen, falsch, Fenster, Droschke; landschaftl. schaudern, Schatten.

Vergröberung tritt ein von *f* zu *pf*, *s* zu *sch* (vor t, p), z zu tsch, *n* zu *ng*: landsch. *flennen*, Flegel, allgemein: du *musst*, der grösste, *Donnerstag*, er *ist*, du *bist*, hast, lässt, (-lässest), *Wespe, Knospe, Muskatnuss, Diskurs, Diskussion*, expliziren; *Gespenst*, Wanst.

Hässlich, aber allgemein üblich ist die Angleichung von *n, d, t* an die *Lippenlaute* m, b, p, f und die *Kehllaute* g, k, ch:

d,t an g,*k*; b,*p*; f,*pf*; *m*: Reitgerte, Tatkraft, und Kräfte; Waldbaum, Reitpeitsche; Gast-geber, Mastkorb, friedfertig, Saatfeld, Advokat; Weidmann, Rittmeister.

nd an f, b, m: Rindfleisch, Wundpflaster, Sandbank, entfallen, handbreit (vgl. hint — *Himbeere*, ent — *empfehlen*), *wintbrâ — (dimper).*

n an f, v, pf, b: fünf, sanft, einfach, bin mir, Gnadenbrot, es scheint, Glassplitter, das Stroh, Kreuzspinne, —*stock*, —*schnabel.*

Auch die Verschmelzung zweier gleicher Konsonanten in einen einzigen (harten) ist unschön und sollte von unten auf mehr bekämpft werden: bleib | bei mir gespr. *bleipeimir;* ebenso: *ab* | *beissen*, die Alp | besteigen, *fremd* | *dünken*, es wird | trüb, schlief | fest, viel | Licht, wird | dir wohler? *las* | *sie*, er | -reiche u. *er* | *reiche*, gib *uns* | *Sammlung*, er traf | fehl, schied | traurig; ferner: er *schrie* | *brasch*, statt schrieb | rasch, nie *ka* | *nohne Wonne* u. s. f. — Dieselbe Nachlässigkeit tritt auch bei *Vokalen* ein: *da* | *unten*, ohne | in, *frage* | *ihn*, also | oben, Frau | auch, du | und dein Bruder u. s. w.; auch diese dürfen nicht ineinander fliessen.

Da unsere Mundart, wie jede andere schweizerische, ihre Vokalqualitäten mehr oder weniger auch auf das Hochdeutsch überträgt, so ist auch hier der Kampf kein leichter. Dass zwar „*Mutter, füttern*, schütteln, *fri(e)ren, Woche, Sohn, bös, löschen*, Heu, Häuser, Bäume u. s. w. zu sprechen ist, nicht *Mueter*, füetern, fietern, schitteln, frieren, Wuche, Suhn, bes, leschen, Hai, Heiser, Baime etc. gilt in unsern Stadtschulen als selbstverständlich; dagegen herrscht keine Übereinstimmung über die Aussprache von *ei* u *ai:*

Wein (Wi), *Stein* (Stai); *a* und *au* klingen nicht hell genug, das *ä* u. das offene, aus *i* gebrochene *e* zu breit.

Sodann werden auch häufig volltönende Vokale zu tonlosem *e od. i* geschwächt oder geradezu ausgestossen: Apperat (*a*), Músch*ged* — Mus*kát*nuss, Reperatur, Grenedier, Katelog; reneviren (*o*), refermirt, Korperal u. Koperal, Dokter, Solledurn; Gegraphie (Geo—), Petist (Pietist), trippelieren (tribulieren), dispitieren (u), repitieren (*e*), dischgerieren (diskuriren), exizieren (— er—); d'*r* Mann im Mond; siebenehalb (— ein—), neunezwanzig (— und—); die Knie (Kniee); anderseits klingt *tonloses e* oft wie (altes) *i*: bifehlen, gilingen, Weiti, heuti, möchti, wollti u. s. f. oder wie *ä*,e: dĕr Gartĕn — (där Gartenn); die Garbĕ — die Garbé.

Diese und manch andere Fehler nun sind bloss dem regellosen Kampfe zwischen Mundart und Schriftsprache zuzuschreiben, werden aber als solche meistens nicht genügend erkannt und folglich auch nicht methodisch bekämpft. Auch verlangen unsere schriftlichen Arbeiten vom Schüler zu viel aufeinmal: er soll korrekt schreiben im vollen Umfange des Wortes. Richtiger wäre es, wie *Burgwardt* in seinen „Morgenstimmen eines naturgemässen und volkstümlichen Sprachunterrichts 1857) und *Winteler* (Über die Begründung des deutschen Sprachunterrichts auf die Mundart des Schülers, 1878), verlangen, wenn dem Schüler, bevor er zum freien Aufsatz kommt, die Kunst des richtigen Deutschschreibens in viele einzelne, wohlgeordnete Abteilungen zerlegt würde, wenn er eine Reihe von Übungen hinter sich hätte, in deren jeder eine bestimmte Kategorie von Fehlern bekämpft wurde, und auf die nun der Lehrer beim Aufsatz jeweilen zurückgreifen könnte.*) Denn alle Fehler, die der Schüler macht, sind, wie *Winteler* a. a. O. bemerkt, — abgesehen von Flüchtigkeitsfehlern — entweder a) rein orthographische, d. h. solche, die der mangelhaften Vertrautheit mit der üblichen *Bezeichnungsweise des Schriftdeutschen* zuzuschreiben sind, nicht der Unkenntnis der Aussprache: das *Meer* — mehr, Kompar. v. viel; das Heer — hehr Adj.; der Bär — das Schmer — leer Adj.; oder b) solche, die auf der Unreife der geistigen und sprachlichen Entwicklung des Schülers beruhen, und die er sich auch in seiner Mundart zu schulden kommen liesse. Alle andere Fehler müssen beruhen auf dem Unterschied zwischen der Haus- und der Schriftsprache, auf der mangelhaften Kenntnis der besondern Eigentümlichkeiten dieser letztern und ihrer aus andern Dialekten geschöpften Wörter und Ausdrücke.

*) Etwa in der Art, wie es jüngst von P. Fluri für die Sekundarschulstufe ausgeführt worden ist. § 19 ff.

Mit Recht verlangt daher Theodor Hegener schon i. J. 1848 (Über den Unterricht in d. Schriftspr.) und gestützt auf ihn *Burgwardt* und *Winteler*, man sollte beim ersten Erlernen des Hochdeutschen alle hochdeutschen Wörter, denen kein mundartliches völlig entspreche, sowie alle der Mundart fremden Beziehungen des Hochdeutschen vermeiden; so erhielte man eine Sprache, die zugleich richtiges und gutes Deutsch und von der Mundart nur im Lautstand der Wörter verschieden, daher sehr einfach und verständlich wäre. In dieser Sprache müssten auch die ersten Sätzchen und Lesestücke geschrieben sein; alles nicht beiden Sprachen Gemeinsame wäre vorläufig auszuscheiden. Ist dann der Schüler geistig soweit erstarkt, dass er dieses gemeinsame Sprachmaterial mit hinlänglicher Sicherheit beherrscht, so sind nun die Unterschiede zwischen Mundart und Schriftsprache zu berücksichtigen. An der Hand eines Übungsbuches würden die Abweichungen der Schriftsprache vom Dialekt methodisch und stufenweise praktisch eingeübt und dem Schüler geläufig gemacht, und zwar in Hinsicht auf Aussprache und Lautverhältnisse, Wortbildung, Flexion, Wort- und Satzfügung, Redeweise und Stil, alles an wohlgewählten Beispielen aus dem Bereich des jugendlichen Gedankenkreises.

Sprachproben in reinem Dialekt, schriftdeutsche Darstellungen in volkstümlicher Schreibweise müssten die Lesebücher aller Stufen in genügender Zahl enthalten. Das freie Übertragen hochd. Lesestücke in die Mundart auf der untern, mundartlicher Lesestücke ins Hochdeutsche auf der mittlern und obern Stufe, das schon Mörikofer in seiner Schrift „Die schweiz. Mundart im Verhältnis zur hochdeutschen Schriftsprache“ i. J. 1838 so warm empfohlen, und das seither Gutbier, Joh. Meyer, Burgwardt, Hildebrand, Utzinger, Jul. Werder (Vom Unterricht in der Muttersprache, Basel 1878.) u. a. nachdrücklich verlangt haben, wäre viel mehr, als es in der Tat geschieht, zu üben; denn es vermittelt dem Schüler den Inhalt, schärft das Gefühl für den Unterschied beider Sprachformen, bringt Klarheit und Bestimmtheit der Begriffe; das Gegenüberstellen von Formen und Wendungen der Alltagsrede und des gewählten, gehobenen Ausdrucks bildet vor allem auch den Geschmack. Der Schüler wird sich gewöhnen, die Haussprache und die Schulsprache scharf zu unterscheiden und auseinanderzuhalten; er wird, was namentlich Winteler betont, insbesondere auch die eigenartige Schönheit der Literatursprache erfassen lernen und ihre Erzeugnisse nicht bloss nach ihrem Sinne, sondern auch nach ihrem eigentümlichen Klange, ihrem Rythmus und ihrer Ausdrucksweise sich so nahe bringen, dass er nicht bloss

richtig hochdeutsch schreiben, sondern vor allem auch richtig hochdeutsch sprechen lernt. Er wird Mundart und Schriftsprache, jede in ihrer Art, schätzen und liebgewinnen, während nach dem bisherigen Verfahren eine hässliche Vermengung beider unvermeidlich ist. Jeder Kenner der Mundart wird Winteler zustimmen, wenn er sagt, dass die kernigsten Wörter und Wendungen der Mundart und dasjenige, was ihr den Wert und Charakter als Stammessprache gibt, dem Volke abhanden kämen, ohne dass es zu einem guten Hochdeutsch gelangte, und dass wir Schweizer auf dem besten Wege seien, unsere angestammte Sprache, auf die wir stolz sein sollten, zu vertauschen gegen ein verdorbenes Schriftdeutsch, einen provinziellen Barbarismus, wie dies in deutschen Städten bei breiten Volksschichten je länger je mehr der Fall ist. Mit der Mundart aber opfert man, nach Goethes treffendem Ausspruch, zugleich Denkweise, Einbildungskraft, Gefühl, vaterländischen Charakter.

III.

Die Erstellung eines Übungsbuches im Sinne unserer Auseinandersetzungen wäre freilich keine so leichte Sache. Aber es liesse sich nach Wintelers Vorschlag gar wohl ein solches Lehrmittel schaffen auf Grundlage der gemeinsamen Züge der schweizerisch-alemannischen Mundart, da in den verschiedenen kantonalen Mundarten diejenigen Partien, worin jede einzelne vom Hochdeutschen abweicht, zu einem guten Teile gemeinsam sind.

Leichter und einfacher würde sich allerdings die Sache auf kantonalem Boden machen; und dass sogar in unserer städtischen Volksschule, obwohl sie von Kindern besucht wird, deren Eltern bei weitem nicht alle baseldeutsch sprechen, ein solcher Unterricht keine wesentlichen Schwierigkeiten bereitet, weil ja Kinder sich leicht und rasch in jede Mundart einleben, darüber hat mancher unter uns in langen Jahren Erfahrungen gesammelt, auf die gestützt er mir wird zustimmen müssen.

So ganz neu ist übrigens das vorgeschlagene Lehrverfahren nicht. Zum erstenmal hat ein Bayer, Pöhlmann, in seiner Schrift „Das Gemeinnützigste aus der Sprachlehre als Stoff zu Denk- und Sprachübungen benutzt“ (Erlangen 1813) die Volksmundart eingehend berücksichtigt und zwar in der Weise, dass den Kindern „die Fehler des Dialekts“ nachgewiesen und abgewöhnt werden sollen. Ist die Arbeit, vom Standpunkte der heutigen Sprachwissenschaft beurteilt, auch auf durchaus unrichtiger Grundlage aufgebaut, da ihr Verfasser als Kind seiner Zeit

die Mundart als ein verderbtes Hochdeutsch auffasst, so mag sie damals doch Gutes gewirkt haben.

Im J. 1853 veröffentlichte Dr. A. Gutbier sein „Deutsches Sprachbuch als Grundlage des vergleichenden Sprachunterrichtes,“ enthaltend Lesestücke in hochd. Sprache und in den deutschen Mundarten, ein Buch, das allerdings weit über die Ziele der Volksschule hinausging, da es in erster Linie die Schüler unterer Klassen höherer Lehranstalten auf den vergleichenden Unterricht in den fremden Sprachen vorzubereiten suchte.

Für die niederdeutsche Jugend liess Heinr. Burgwardt, Verfasser der bereits erwähnten „Morgenstimmen eines naturgemässen Sprachunterrichts“ im J. 1859 die „Grundlagen und Aufgaben zur Übung im Hochdeutschen“ in drei Abteilungen, i. J. 1860 seine „Hochdeutsche Sprachlehre für Niederdeutsche“ erscheinen.

Im J. 1866 erschien das deutsche „Sprachbuch für höhere alemannische Volksschulen“ v. Joh. Meyer in Schaffhausen. Der Verfasser will den Schülern die *Gewandtheit* der Sprache, erst in zweiter Linie die *Einsicht* in dieselbe dadurch vermitteln, dass er die von der Mundart abweichenden Erscheinungen des Hochdeutschen besonders zu üben sucht. Das Buch, dessen 3. Teil: Satzlehre und Synonymik, nie erschienen ist, bietet dem Lehrer ein reiches und schätzbares Material und weist dem Anfänger die Wege, die er einzuschlagen hat, um Fertigkeit, namentlich auch im *mündlichen Gebrauch* der hochd. Umgangssprache zu erzielen.

Für schweiz. Volksschulen und für den Privatgebrauch hat O. Sutermeister in den Jahren 1880 und 1881 seinen „Kleinen Antibarbarus“ und sein „Kleines Wörterbuch zur Befestigung im hochd. Ausdruck“ geschrieben, zwei recht gute Schriftchen, von denen ersteres gruppenweise, letzteres in alphabetischer Reihenfolge die häufigsten und hässlichsten Sprachfehler der deutschen Schweizer zu bekämpfen sucht. Der Kleine Antibarbarus liefert dem Lehrer, der die Mundart im Unterricht berücksichtigen will, geeigneten und planmässig geordneten Stoff zur Verarbeitung und mannigfache Anregung zu eigenen Beobachtungen auf dem Gebiete des Sprachlebens. H. Utzinger hat in seinem „Lehr- und Übungsbuch für Sekundarschulen“ (1887) die von ihm in der Schweiz. Lehrerzeitung (1887 Nr. 39) vertretene Forderung, dass die Schule mehr als bisher den Dialekt berücksichtige, durch methodisch geordnete Vergleichung der beiden Idiome das Sprachgefühl zum Sprachbewusstsein schärfe und so die Schwierigkeiten aus dem Wege räume, die der Dialekt der Erlernung der Schriftsprache entgegenstelle — in den Hauptpunkten durchgeführt und zahlreiche Aufgaben zur Bekämpfung solcher Schwierigkeiten eingereiht.

Eine tüchtige Arbeit sind die in diesem Jahre erschienenen „Übungen zur Orthographie, Interpunktion, Wort- und Satzlehre“ von P. Fluri. Es ist dies ein reines Übungsbuch, zunächst für st. gallische Realschulen, das die Hauptpunkte des grammatischen Unterrichts in praktischen Beispielen vorführt, in welchen teils Laut- und Satzzeichen zu ergänzen, teils bloss angedeutete oder fehlerhafte Wort- und Satzformen zn vervollständigen bezw. zu verbessern sind. Die Schwierigkeiten, die der Dialekt der Erlernung des Hochdeutschen entgegenstellt, werden hier in geordneter Zusammenstellung bekämpft. Das Büchlein wird unsern Sekundarschulen ausgezeichnete Dienste leisten.

Auch die „grammatischen Übungen für die Volksschulen in Elsass-Lothringen“ von J. Haug-Lippert verdienen unsere Beachtung. Die drei Heftchen behandeln auf 100 Seiten in durchaus elementaren Übungen alles, was eine gehobene Volksschule ihren Zöglingen über Aussprache, Orthographie, Wortformen- und Wortbildungslehre, Satzlehre und Interpunktion zum bleibenden Eigentum zu machen hat. Die wenigen Anmerkungen am Schlusse jedes Heftes verbreiten sich über die Sprachlehre, vor allem aber über das Verhältnis der elsässischen Mundart zur Schriftsprache und die Schwierigkeiten, die jene dem Schüler in den Weg stellt, und auf die der Lehrer sein besonderes Augenmerk zu richten hat. Sie entsprechen im allgemeinen so ziemlich dem, was wir auch bei uns im vergleichenden Sprachunterricht zu behandeln haben.

Am Schlusse unserer Untersuchung sei auch noch erwähnt, was in Sachen des vergleichenden Sprachunterrichts auf der Volksschulstufe drüben im Reich, und zwar auf dem uns sprachverwandten süddeutschen Boden, in jüngster Zeit getan worden ist. Nachdem vom Allgemeinen deutschen Sprachverein am 28. Mai 1890 in München der Beschluss gefasst worden war, dafür zu wirken, dass der Unterricht im Deutschen mehr als bisher an die heimische Mundart anknüpfe, hat eine Verfügung des kaiserlichen Oberschulrats für Elsass-Lothringen vom 31. Jan. 1891 auch den Seminardirektoren dieses Lehrverfahren empfohlen. Dieser Anregung von höherer Seite mag wohl die Schrift: „Mundart und Schriftsprache im Elsass“ von Dr. Wilh. Kahl, gewes. Schulinspektor in Zabern (1893), zu verdanken sein, eine verdienstliche Arbeit, die, wenn sie auch unsern Sprachverhältnissen nur teilweise entspricht, den Lehrer doch zu eigenen Beobachtungen anregt und ihm manch guten Wink gibt, wie der auf die Mundart des Schülers begründete Unterricht im Hochdeutschen anzugreifen und durchzuführen ist. Freilich, für ein tieferes Eindringen in den Reichtum und die Eigenart der schweizerischen Mundart ist

neben den zahlreichen Monographien und Wörterbüchern über verschiedene unserer Dialekte*) das schweizerische Idiotikon, dessen 3. Band der Vollendung entgegengeht, unbestritten die reichste und zuverlässigste Quelle. Das grossartige Werk verdient die volle Beachtung der schweiz. Lehrerschaft, und es wäre eine in jeder Beziehung dankbare Aufgabe für uns, die dort niedergelegten Schätze zu heben und nach ihrer sprachlichen und kulturgeschichtlichen Seite im Unterrichte zu verwerten, besonders auf den obern Stufen der Mittelschule und in den Lehrerbildungsanstalten. Gar manches, was uns im täglichen Verkehr geläufig ist, uns aber doch mehr oder weniger dunkel bleibt nach dem eigentlichen, ursprünglichen Sinn, der Grundvorstellung und -bedeutung, sei es ein einzelnes Wort, eine Redensart, ein Spruch oder Kinderreim oder der Name einer Person (Tauf- und Geschlechtsname), eines Kalenderheiligen und dessen Einfluss auf das Volks-

*) Für den Kanton Basel:

Heusler, Andr. Der alemannische *Consonantismus* in der Mundart von Baselstadt. Strassburg 1888.

Binz, Gust. Zur *Syntax* der baselstädt. Mundart. Stuttgart 1888.

Hoffmann, Ed. Der mundartl. *Vokalismus* v. Baselstadt. Basel 1890.

Seiler, G. Ad. Die Basler Mundart. Wörterbuch für Schule und Haus. Basel 1879.

Für andere Kantone:

Hunziker, J. Aargauer Wörterbuch in der Mundart von Leerau. Aarau 1877.

Blattner, H. Über die Mundarten des Kts. Aargau. Brugg 1890.

Wissler, H. Das Suffix —i in der Berner, resp. Schweizermundart. Frauenfeld 1891.

Brandstetter, R. Die Zischlaute der Mundart von Beromünster. Einsiedeln 1883.

Schild, Peter. Die Brienzer Mundart I. Vocalismus. Basel 1891.

Stickelberger, H. Mundart von Schaffhausen. I. Vocalismus. Aarau 1880/1.

Bachmann, A. Beiträge zur Geschichte der schweiz. Gutturallaute. Zürich 1886.

Bosshart, J. Die Flexionsendungen des schweizerdeutschen Verbums. Frauenfeld 1888.

Tobler, Titus. Appenzellischer Sprachschatz. Zürich 1837.

Winteler, J. Die Kerenzer Mundart des Kts. Glarus. Leipzig 1876.

Bühler, V. Davos in seinem Walserdialekt. I—IV. Heidelberg-Aarau 1870—86.

Tschumpert, M. Versuch eines bündnerischen Idiotikons. Chur 1880. ff.

Stalder, F. J. Versuch eines schweizerischen Idiotikons. 2 Bde. Aarau 1812.

In Zeitschriften:

1. *Fromanns* Deutsche Mundarten:

Meyer Joh. Das gedehnte *e* in nordost-alemann. Mundarten. Bd. VII, 177—190.

Staub, Fr. Ein schweiz.-alemann. Lautgesetz. Bd. VII, 18. 191. 333.

2. *Schweiz. Schulzeitung*, 1872: *Meyer*, Joh. Das gedehnte *a* in nordost-alemann. Mundarten.

3. *Kuhns* Zeitschr. 22. Bd.: *Tobler*, L. Die Aspiraten und Tenues in schweiz. Mundart. Die Lautverbindung „*tsch*“ in schweiz. Mundart.

4. *Paul-Braune*, Beiträge zur Gesch. d. deutsch. Spr.

Stickelberger, H. Consonantismus der Mundart v. Schaffh., Bd. XIV (1889).

Schild, P. Consonantismus der Brienzer Mundart, Bd. XVIII (1893).

leben, eines bewohnten oder unbewohnten **Ortes** (Orts- und Flurname) — es wird uns hier sprachgeschichtlich aufgehellt und erhält erst jetzt für Verstand, Phantasie und Gemüt den wahren Wert, indem es anregt zu eigenen Beobachtungen, zu selbständigem Forschen und uns hineinblicken lässt in die Rüstkammer sprachlicher Schöpferkraft.

Thesen.

1. *Die schweizerische Mundart,* als Stammessprache und altes Erbgut, als Ausdruck nationaler Sitte und Eigenart, als das mächtige Band, das, trotz mannigfacher Unterschiede von Kanton zu Kanton, alle Schichten unseres Volkes einander näher bringt, *bilde den Ausgangspunkt für die sprachlich-ethische Erziehung der schweizerischen Jugend.*

2. Auf dieser naturgemässen, volkstümlichen Grundlage ist somit auch der Sprachunterricht der Volksschule aufzubauen, zuerst durch Anwendung und Betonung des der Mundart und der Schriftsprache in Laut und Ausdruck *Gemeinsamen,* später durch *Aufsuchung der Unterschiede* und Ersetzen mangelhafter Formen der Mundart durch die vollkommenern und edlern der Schriftsprache. Hiezu sind neben dem Lesebuch *planmässig geordnete Sprachübungen* notwendig.

3. *Unterrichtssprache sei möglichst früh das Hochdeutsch,* und zwar die kindlich-natürliche, naiv-heimelige Ausdrucksweise unserer besten Jugendschriftsteller.

Die mündliche und schriftliche Anwendung des Hochdeutsch *bewege sich in dem einfachen, kurzen Satzbau des volkstümlichen Ausdrucks;* somit verzichtet die Volksschule auf das kunstvoll gebaute Satzgefüge der abstrakten Schriftsprache.

4. *Der grammatische Unterricht der Volksschule ist bloss ein Mittel zur sichern Aneignung und richtigen Anwendung hochdeutscher Wort- und Satzformen* und tritt nur da ein, wo sonst das Sprachgefühl den Schüler im Stich liesse, oder wo es sich um die Erreichung einer *sichern Orthographie und Interpunktion* und die zur Erlernung einer Fremdsprache notwendige *Terminologie* handelt.

5. Die *Aussprache des Schriftdeutschen* halte sich insoweit an die in der gebildeten Sprache geltenden Regeln, *dass sie dialektische Eigenheiten und Nachlässigkeiten möglichst zu verhüten sucht;* sie entwickle auf unserm Sprachboden grössere *Energie in der Artikulation,* strebe zur Unterstützung der Rechtschreibung nach Bestimmtheit und Deutlichkeit der Laute, bleibe aber natürlich und ungezwungen. *Der lebendige Satzton der Mundart ist auch auf das Schriftdeutsche zu übertragen;* der Wortton dagegen richte sich nach dem hochdeutschen Akzent.

Zusätze von Dr. A. Gessler.

1. Auch auf den *höhern Stufen* des Unterrichts ist der *Dialekt* zu berücksichtigen und zu Erklärungen und Vergleichen herbeizuziehen. Dabei ist aber immer deutlicher auf die *Verschiedenheit der beiden Sprachgebiete* (Mundart und Hochdeutsch) aufmerksam zu machen und dem letztern in Wort und Schrift sorgfältige Pflege zu widmen.

2. Entsprechend der höhern Stufe soll die *Aussprache* nach und nach von *allen dialektischen Anklängen* befreit werden, auch wo die Mundart das (sprachgeschichtlich) Richtigere darstellt.

3. *Wichtigstes Mittel* zur Erlangung eines *guten Hochdeutsch* ist die energische Forderung *aller Lehrer* — nicht nur derjenigen des Deutschen — *an sich selbst* und an die Schüler, in Satzbau und Aussprache sich so viel wie möglich eines *reinen Hochdeutsch* zu befleissen.